



Über den Dächern von Zittau: Türmer Felix Weickelt spielt „Die Gedanken sind frei“.

Fotos Michael Graupner

ANNABERG-BUCHHOLZ, ST. ANNEN, 42 METER

Ist man oben, ist es schön

Die Melzers sind zu dritt. Marit, Matthias und Toni versuchen, die fast 500 Jahre lange Türmergeschichte in Annaberg-Buchholz zu bewahren. Im Turmaufgang haben sie ein kleines Museum geschaffen, wo sie die alte Türmerfahne, die Türmerlampe und einen Fäkalienkübel ausstellen.

Die Melzers sind eine Art Institution im Erzgebirge – nicht nur, weil sie in dem 78 Meter hohen Turm der St. Annenkirche in Annaberg-Buchholz, der heimlichen Hauptstadt der Region, leben. Ihren Einzug im Jahr 1999 übertrug ein Radiosender. Im Mitteldeutschen Rundfunk wurde in den 2000er Jahren regelmäßig die vierteilige Doku-Soap „Advent beim Türmer“ wiederholt, die die Melzers durch die Vorweihnachtszeit begleitet. Schlägt einmal der Blitz im Turm ein, berichtet die Boulevardpresse wieder über die „gefährlichste Wohnung Annabergs“.

Matthias Melzer ist Friedhofsgärtner von Beruf, Marit Melzer ist beim Turm-Förderverein angestellt. Zusammen läuten sie an Wochenenden die drei großen Glocken und lassen Touristen auf den Turm. Viel Liebe und Leidenschaft müsse man mitbringen, um in 42 Meter Höhe auf 80 Quadratmetern zu wohnen, sagt Matthias Melzer. Aber das Leben habe auch seine Vorteile: „Wenn man abends noch etwas machen will, das ein bisschen lauter ist, ist das kein Problem. Auch nachts um eins schalten wir schon mal die Waschmaschine ein. Oder wir saugen fix.“

Eine Familie besucht die Glockenstube. Marit Melzer nimmt das Eintrittsgeld und zeigt ihnen das Erzgebirge: da hinten der Keilberg, daneben der Fichtelberg, dort der Schreckenberg, „da gab es die ersten Silberfunde“. Das Erzgebirge ist voller solcher Geschichten, hinter jedem grünen Hügel liegt der nächste Ort, mit einer besonderen Eigenheit, mit einer langen Tradition.

Bekannt ist das Erzgebirge vor allem als Weihnachtsland für Räucherbrot und Schwibbogen, für Bergmann und

Engel. Seit Juli ist es auch Unesco-Weltkulturerbe. „Vielleicht kommen dann ja wieder mehr Touristen“, sagt Matthias Melzer. Die seien in den vergangenen Jahren immer weniger geworden. Die naheliegende Erklärung für diese Entwicklung wollen die Melzers nicht selbst geben, am liebsten wollen sie auch gar nicht über das Thema sprechen. Aber irgendwann bejaht Marit Melzer dann doch die Frage, ob das Ausbleiben der Touristen vielleicht mit der AfD und den Rechten zu tun habe. Ende 2015 verübten vier Menschen in einem Nachbarort einen Brandanschlag auf eine Jugendherberge, in der Flüchtlinge unterkommen sollten; daraufhin wurden viele Buchungen in der Region storniert.

Marit Melzers Stimme wird ernster: „Angela Merkel hat sich christlich verhalten. Da haben alle eine Chance, da können alle kommen, und es kann mir keiner weismachen, dass es in Deutschland nicht genügend Platz gibt. Es ist nur eine Sache der Verteilung.“ Den 28 Prozent AfD-Wählern, die die Partei bei den Europawahlen im Erzgebirge hatte, entgegnet sie: „Ich rede nicht mit Leuten, die AfD gewählt haben. Die tun sich keinen Gefallen, die dieser Partei nachschreien.“ Auch die Melzers können sich nicht erklären, wie in diesem Erzgebirge, das doch als weltoffen und gastfreundlich gilt, so viele Menschen einer Partei die Stimme geben, die für all das nicht steht.

In Annaberg-Buchholz macht die Abwanderung der Stadt zu schaffen: Mittlerweile ist die Einwohnerzahl unter 20 000 gefallen, von gut 25 000 im Jahr 1990. „Wenn Touristen kommen, können die das gar nicht verstehen. ‚Es ist doch so schön hier‘, sagen sie“, erzählt Marit Melzer. Immerhin: Toni Melzer will bleiben. Der 17-Jährige fängt eine Ausbildung zum Notfallsanitäter an und will auf dem Turm wohnen bleiben, „solange es noch geht“. Seit zwei Jahren hat er eine Freundin, die sich allerdings nicht ganz an die Turmbesuche gewöhnen kann: „Sie findet es anstrengend. Aber wenn sie oben ist, findet sie es schön.“



„Die gefährlichste Wohnung Annabergs“: Marit Melzer blickt auf ihre Heimatstadt.

Die Letzten unterm Dachgebälk

Früher existierten in vielen Städten „Türmer“, die vor nahenden Gefahren warnen sollten. Heute haben so etwas nur noch drei Kirchen – allesamt in Sachsen. Ein Besuch, eine Woche vor der Wahl.

Von Michael Graupner

ZITTAU, ST. JOHANNIS, 60 METER

Wo ein Kindheitstraum wahr wurde

Felix Weickelt stürmt durch das große, dunkelgrüne Eingangsportäl der Johanniskirche in Zittau. Er ist spät dran, im Stechschritt geht es die 266 Steinstufen des Turmes hoch. Dann steht Weickelt in seinem Dienstzimmer, greift zur Trompete und tritt auf die Aussichtsplattform des Turmes. Er setzt die Trompete an, spielt zunächst zwei kirchliche Lieder, zum Schluss in Richtung Markt. „Die Gedanken sind frei“. Es schlägt zwölf.

Die Türmerbesucher applaudieren, unten auf dem Markt winkt er zurück. Weickelt geht zurück in das Zimmer, eigentlich müsste er gleich wieder runter, das Friedensgebete leiten. „Ist jemand da?“, fragt er einen Mitarbeiter am Telefon. „Ist niemand da? Okay, dann bleibe ich oben!“ Weickelt legt den Telefonhörer ab und fällt in einen Stuhl.

Von seiner Stirn tropft Schweiß, die Augen sehen müde aus. Seit vier Jahren wohnt der 29-Jährige auf St. Johannes, 60 Meter über Zittau, der Kleinstadt im Dreiländereck zwischen Tschechien und Polen. Nur drei Kirchen in Deutschland haben noch Türmer – in früheren Zeiten eine Art Frühwarnsystem für Feuer und feindliche Armeen –, die auch im Turm leben, so weiß deren europäische Zunft zu berichten (in der übrigens auch Nachtwächter organisiert sind); alle drei liegen in Sachsen.

Weickelt, der Zittauer, trägt regenbogenfarbene Socken, weinrote Schuhe, sein blondes kurzes Haar liegt kreuz und quer. Er will etwas loswerden, das merkt man gleich zu Beginn: Er überlege, den Turm zu verlassen – zumindest zeitweise. In den vergangenen Jahren habe er sich zu viel aufgehalst und möchte nun „mal ein ordentliches Leben führen“. Und er wolle sich wieder mehr dem Leben unten widmen. Was da passiere, treibe ihn um.

Vor vier Jahren hatte sich Weickelt entschieden, dem ordentlichen Leben da unten erst einmal den Rücken zu kehren. Weickelt, der in einem Dorf bei Zittau aufgewachsen ist, hatte in Dresden seinen Lehramtsbachelor in Deutsch und Musik beendet, wollte aber keinen Master anschließen. Bei einem Nachtspaziergang entschied er sich, seine Zelte in Dresden abzubrechen: „Ich habe alles, was vorher war und was nachher kommen müsste, verdrängt.“ Er bewarb sich auf die Türmer-Stelle und bekam sie – als einziger Bewerber.

Ganz allein ist Weickelt hier oben nicht, Kater Johannes schleicht an seinen Beinen vorbei. Das Herzstück der Wohnung, die 2015 aufwendig saniert wurde, ist das Dienstzimmer. Die Wände sind in hellgrünem Ton gehalten, ein Bücherregal quillt über, daneben stehen ein E-Piano und ein Notenständer. Ein Ofen mit grünen Blumenkacheln ist an kalten Wintertagen, wenn hier oben wenige Plusgrade herrschen, die einzige Wärmequelle. Eine steile Treppe weiter oben steht das wuchtige Türmerbett aus Holz.

„Die Türmerwohnung war ein Kindheitstraum für mich“, sagt Weickelt. Als kleines Kind habe er auf einem Holzturm im Garten jeden Abend mit einer Handglocke die Nachbarschaft beschallt. „Wenn jemand im Dorf gestorben war, habe ich noch einmal extra geläutet.“ Heute führt er Touristen auf und um den Turm, kümmert sich um die Instandhaltung aller Glocken in Zittau und hat das „Türmblasen“ eingeführt. Dreimal am Tag spielt er auf der Trompete – wenn er denn dazu kommt. Denn Weickelt verdient sein Geld als Musikschullehrer und ist vielfältig in der Stadt engagiert.

Weickelts Lebensthema, wie er es nennt, ist die regionale Entwicklung. Es tue ihm weh, dass junge Leute weg-

gehen und nicht wiederkommen. „Weggehen finde ich gut, habe ich ja auch gemacht, aber was soll das werden, wenn niemand zurückkommt?“ Zittau hat nach der Wiedervereinigung ein Drittel seiner Einwohner verloren, heute leben noch 25 000 Menschen in der Stadt. „Was viele hier zermüht, ist, dass ihre Kinder weg sind. Ganze Familien sind zerrissen.“

Nach der Wende sei viel Misstrauen denen gegenüber entstanden, die blühende Landschaften versprochen haben. „Jetzt fühlt man sich als Verlierer, viele fühlen sich ungerecht behandelt – obwohl es ja gar nicht so ist!“ Der Zittauer Türmer glaubt, dass sich so zumindest teilweise die hohe Zustimmung für die AfD erklären lässt; bei der Europawahl im Mai hat sie in Zittau fast 39 Prozent geholt, auch für Weickelt ein Schock.

Im nächsten Jahr will er mit dem Lehramtsstudium weitermachen. Er wolle etwas tun, was „wirklich gesellschaftsrelevant“ sei. Als Lehrer könne er Menschen stärker prägen denn als Türmer. Die Wohnung im Johannisturm will er aber als Nebenwohnung behalten.



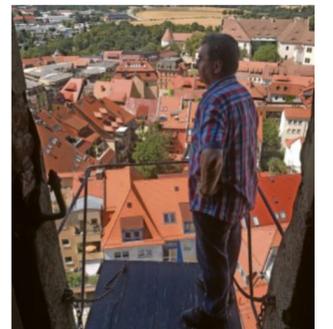
BAUTZEN, DOM ST. PETRI, 47 METER

In der Familie seit 1900

Fast 70 Jahre lebt Dieter Kuschel im Turm des Bautzener Doms St. Petri, aber so etwas wie 2016 hat er von hier oben noch nie gesehen. Kuschel führt um die Aussichtsplattform des Turms, an einem der acht kleinen Fenster bleibt er stehen und zeigt auf die Altstadt. Vor drei Jahren kam es in Bautzen zu Auseinandersetzungen zwischen Flüchtlingen und Rechtsextremen, der Bautzener Kornmarkt musste gesperrt werden. „Dann sind die Rechten aufmarschiert“, erinnert sich Kuschel. „Die zogen die Straße hier hoch und dann um die Kirche rum. Es waren vielleicht 150 Leute. Am Kornmarkt haben sie Knaller geworfen. Das war schlimm. Da weißt du nicht, wie du dich verhalten sollst. Das wollen wir hier eigentlich nicht haben!“

Bautzen in der Oberlausitz, Hauptstadt der Sorben, Hauptstadt des Senfs. Das Türmerpaar? Eher unbekannt. „Wir haben nie die Öffentlichkeit gesucht“, sagt Dieter Kuschel, als er die 215 Stufen der Kirche hochfährt. Bei der Hälfte der Stufen fängt der groß gewachsene Mann mit dem kurzärmligen bunten Karohemd an zu schnaufen. Früher, sagt er, sei er in zweieinhalb Minuten die Treppen hoch; heute brauche er zehn Minuten.

Eine steile Holzstiege löst die Steine ab. Eine kleine Frau mit grau gelocktem Haar öffnet die Tür: „Ist alles nicht so modern wie bei Melzers in ihrer Neubauwohnung!“, sagt Monika Kuschel und lacht. Ein beißender Holzgeruch erfüllt jeden der 50 Quadratmeter, jeder Schritt erzeugt ein Knacken. An der Eingangstür prangt ein großes Schild: „115 Jahre Familientradition“. 1900 war der Urgroßvater eingezogen. Kuschel kam 1950 mit seinen Großeltern in die Wohnung. Seitdem hat sich nicht viel verändert: Das Wohnzimmer



Spartanisches Leben: Dieter Kuschel.

mer ist spartanisch eingerichtet, zur Küche gelangt man entlang einer Steinwand. Auf zwei Elektroplatten kocht Monika Kuschel Kartoffelsuppe. Alles ist so eng, dass die Kuschels in getrennten Schlafzimmern schlafen müssen.

„Es ist schon nicht einfach“, gesteht Dieter Kuschel. „Man muss das wirklich wollen, wenn man nicht dahintersteht, wird das nichts.“ Ohne Partner könne man sowieso hier nicht wohnen, sagt Monika Kuschel. „Das Leben auf dem Turm hat uns zusammengeschweißt.“ Es gibt keine Dusche, nur eine Sitzbadewanne. Erst seit 2015 haben sie einen Wasserhahn. Die Toilette ist eine Art Holzlatrine. Die Ausscheidungen werden in einem Fäkalienkübel gesammelt und zweimal im Jahr über einen Aufzug am Turm heruntergelassen. „Das machen wir an einem Sonntag in den kühlen Monaten, wenn nicht so viele Touristen da sind.“

Dieter Kuschel öffnet die im Turmgemäuer eingelassene Tür zum Aufzug. Dann klappt er ein Holzbrett nach vorn und steigt nach draußen. Er hält sich an dem rostigen Stahlgeländer der Falltür fest und blickt auf die 40 Meter unter ihm gelegene Bautzener Altstadt: „Ich habe gesehen, wie alles zerfallen war und wie alles wieder aufgeblüht ist nach der Wende. Da drüben hat ein Bauherr Seniorenheime gebaut. Der hat auch sonst viel in der Stadt gemacht. Nun sagt man, der sei AfD-freundlich.“

Kuschel zuckt mit den Schultern. Er meint Jörg Drews, der viele Bautzen renoviert und viel Geld an die AfD gespendet hat. Kuschel findet das weniger problematisch, sowieso werde zu negativ über Bautzen berichtet: Als es zu den Ausschreitungen 2016 kam, hätten die Medien das „hochgepusht“. Dass es in Bautzen ein Problem mit Rechtsextremismus gebe, streitet er nicht ab. Aber: „Alle Bautzener als braun zu bezeichnen, so wie das teilweise gemacht wird, das geht zu weit.“

Für Dieter zählt vor allem, dass er und seine Frau noch ein paar Jahre auf dem Turm bleiben. „Hoffentlich halten wir noch bis zum 125. Jubiläum durch!“ Das dürfte dann, fürchtet der 70-Jährige, das letzte gewesen sein: „Nach uns kommt keiner mehr.“ Der Sohn wohnt in einem Haus, der Enkel auch woanders. Kuschel sagt: „Den Leuten wird schon was fehlen, wenn hier oben Ruhe ist.“